

und dadurch das Gesamtphänomen in einem neuen Licht erscheinen lassen. Dies sei bei politischen Kategorien nicht unbedingt der Fall.

Auf diesen notwendigen und programmatischen Artikel folgen Beiträge, die sich mit spezifischen Aspekten des DID beschäftigen. Alan Rew, Eleanor Fisher und Balaji Pandey geben einen vergleichenden Überblick über die politische Praxis von entwicklungsinduzierten Umsiedlungsprogrammen in Ostindien (Orissa, Bihar und Westbengalen) und Afrika (Uganda, Kenia und Tansania) und deren Probleme. Deutlich wird, dass es auf dem komplexen Weg von der Entscheidungsebene bis zur lokalen Umsetzung sehr viele Quellen für Missverständnisse, Schwierigkeiten und Fehlschläge gibt. Die Autoren kommen zu dem Fazit: "Perhaps the only foolproof mechanism for ensuring a higher level of success is to ensure that a common understanding/vision of aims is maintained; and that successive levels of subordinates are held accountable to it" (67).

Michael Barutcski stellt in seinem Beitrag den nach wie vor vernachlässigten Aspekt des internationalen Rechts in Bezug auf DIDR (Development-induced Displacement and Resettlement) und internationale Menschenrechtsnormen dar. Sein Überblick gibt eine knappe und hilfreiche Einführung in den Bereich des internationalen Rechts. Der Artikel von Dolores Koenig (Enhancing Local Development in Development-induced Displacement and Resettlement Projects) betont besonders den Aspekt der "Entwicklung". In der Vergangenheit sei deutlich geworden, dass diejenigen, die durch Entwicklungsprojekte gezwungen wurden, ihren ursprünglichen Lebensraum zu verlassen, meist nicht von der Entwicklung profitiert haben. Sie geht vor allem den Fragen nach: Darf Entwicklung ein Argument für Umsiedlungsprogramme sein? Wie kann dafür gesorgt werden, dass umgesiedelte Personen tatsächlich wirtschaftlich profitieren? Dabei berücksichtigt sie stärker als frühere Autoren politische Aspekte der Marginalisierung und Machtverteilung. Eine stärkere Einbeziehung der Betroffenen in die Planung und Durchführung von Umsiedlungsprogrammen, die Wahlmöglichkeiten offen lassen, sieht sie als wichtigen Schritt zur langfristigen Verbesserung der wirtschaftlichen Situation aller Beteiligten.

Gelingt die Vermittlung der Ziele und die Beteiligung der Betroffenen nicht, ist Widerstand gegen Umsiedlungsprogramme wahrscheinlich. Mit der Frage lokaler Widerstandsformen und auch den dadurch eröffneten Chancen befasst sich Anthony Oliver-Smiths Beitrag. Vor allem der Verlust des Rechts auf Selbstbestimmung führt zu Ablehnung von Projekten. Widerstandsgruppen fordern, dass Entwicklung ein demokratischer Prozess sein muss, der dem Staat nicht das uneingeschränkte Recht gibt, Menschen umzusiedeln, und bei dem auch angemessene Kompensation, lokale Rechtsvorstellungen und lokales Wissen berücksichtigt werden müssen. Quantitative und qualitative Aspekte von Entwicklung sollten untersucht und Entscheidungen in dialogischer Auseinandersetzung getroffen werden.

Chris de Wet geht in seinem Beitrag zu Risiko, Komplexität und lokalen Initiativen in erzwungener Umsied-

lung darauf ein, dass die meisten Umsiedlungsprozesse, abgesehen von wenigen ermutigenden Beispielen, nicht erfolgreich waren. Mit Misserfolg meint er, dass die soziale und wirtschaftliche Situation der umgesiedelten Personen sich nicht nachhaltig verbessert hat. Es gibt zwei Ansätze, die das Scheitern zu erklären versuchen. Einer kann als "inadequate input"-Ansatz bezeichnet werden. Dieser geht davon aus, dass Defizite in den Inputs, in der Finanzierung, Planung, politischen Durchsetzung, Organisation und Durchführung die Ursachen für Verarmung sind. De Wet vertritt dagegen einen "inherent complexities"-Ansatz. Aus dieser Sicht sind Risiken in der Komplexität von Umsiedlungen per se enthalten und nicht direkt von der Quantität und Qualität der oben genannten Inputs abhängig. Der komplexe Prozess der Umsiedlung spielt sowohl auf der individuellen bzw. Haushaltsebene, auf der Ebene der Gemeinde, als auch auf der nationalen sowie internationalen Ebene eine Rolle. Auf allen Ebenen ist dieser Prozess des DIDs von verschiedenen wahrgenommenen Risiken begleitet. Wie mit diesen Risiken umgegangen wird, bestimmt letztlich den Erfolg eines Projekts.

Der Sammelband schließt mit einem Abschnitt, der politische Empfehlungen, Hinweise für die Praxis und Anregungen für künftige Forschungen zusammenfasst, in den die Ergebnisse der Einzelbeiträge einfließen. "Development-induced Displacement" gibt einen guten Überblick über komplexe theoretische, politische und wirtschaftliche Probleme eines spezifischen Bereichs der Migration und Entwicklungsdebatte. Das Buch ist eine nützliche Einführung, Grundlage für die Praxis und möglicher Ausgangspunkt für weitere wissenschaftliche Studien.

Bettina Beer

**Drotbohm, Heike:** Geister in der Diaspora. Haitianische Diskurse über Geschlechter, Jugend und Macht in Montreal. Marburg: Curupira, 2005. 455 pp. ISBN 3-8185-0415-6. (Reihe Curupira, 21) Preis: € 25,00

Seit den Zeiten des transatlantischen Sklavenhandels, als überwiegend West-, aber auch Zentralafrikaner auf die Großen und Kleinen Antillen als Feld- und Hausklaven verschleppt wurden, haben sich Afrohaitianer in einem bis heute anhaltenden Kreolisierungsprozess unterschiedliche Elemente der materiellen wie der ideellen Kulturen Afrikas, des indigenen Haiti, kolonialen Frankreich, des Katholizismus, des Freimaurertums, des Militärs sowie in allerjüngster Zeit der US-amerikanischen Popkultur angeeignet, diese Elemente umgedeutet und zu etwas Neuem, dem spirituell wie ästhetisch befriedigenden religiösen System des haitianischen Vodou, zusammengesetzt. Der Vodou, der alle Lebensbereiche der Haitianer durchdringt und die Art und Weise prägt, wie Haitianer die Welt – und die menschliche Existenz in ihr – wahrnehmen, deuten und mit Sinn erfüllen, erweist sich als ein äußerst bewegliches religiöses System. Traditionell vor allem die Religion der ländlichen Bevölkerung Haitis, findet der Vodou auch in den Großstädten eine ständig wachsende Anhängerschaft. Und mit den Haitianern, die der Armut, Arbeitslosigkeit, Gewalt und

politischen Unterdrückung in ihrem Land nach Nordamerika und Europa entfliehen, gelangt der Vodou in die Metropolen dieser westlichen Welt. Gerade auch hier in der Diaspora zeigt sich angesichts der Herausforderungen eines Lebens in der Fremde die schöpferische Anpassungsfähigkeit des Vodou. Denn offenbar gelingt es nicht nur einem großen Teil der haitianischen Bevölkerung, sondern auch der haitianischen Migranten, oft problematische Lebensbedingungen mit Hilfe der symbolischen Sprache des Vodou zu artikulieren, zu deuten und zu bewältigen.

Obwohl der haitianische Vodou bereits seit beinahe 100 Jahren sowohl von einheimischen als auch ausländischen Ethnologen erforscht wird, macht ihn seine Wandlungsfähigkeit bis in die Gegenwart hinein zu einem schier unerschöpflichen Forschungsthema. Entsprechend ist die Fülle der schon existierenden Studien kaum noch zu überblicken, und jedes Jahr kommen neue hinzu, zumal sich dem Vodou in Haiti der Vodou in Brooklyn, New York, Paris und nun auch Montreal hinzugesellt hat.

Das vorliegende Buch von Heike Drotbohm, als Dissertation in Marburg entstanden, beeindruckt zunächst einmal durch seinen Umfang. 455 Seiten, davon vier Seiten Inhaltsverzeichnis, 412 Textseiten, drei Seiten Glossar, 25 Seiten Bibliographie mit beinahe 600 Einträgen, machen es zu einem dickleibigen Werk, in dem erkennbar viel Arbeit im Sinne von umfangreichem Literaturstudium sowie eigener Feldforschung in Montreal steckt. Es ist in drei, vom Umfang her sehr unterschiedliche, Teile gegliedert, die von einer ausführlichen Einleitung (30 Seiten) und einem kurzen Resümee (6 Seiten) eingerahmt sind.

In der Einleitung (9–35) erläutert die Autorin ihren Zugang zum Thema und benennt die Fragen, die ihre Forschung leiteten: Welche Bedeutung hat der Vodou für Haitianer in Kanada, welche Rolle spielt er im Alltagsleben und welche Beziehung ist zu den sozialen Realitäten der Migranten erkennbar? Hier kommt sie sowohl auf die von ihr selbst verwendeten Forschungsmethoden (beobachtende Teilnahme an öffentlichen Ereignissen, Festen, Zeremonien und Priesterkonsultationen sowie Gespräche mit Priesterinnen und Priestern, Vodouisten und anderen Haitianern) als auch auf die eigenen textlichen Darstellungsformen im Sinne eines „Präsentmachen der Anderen“ und einer „größtmöglichen Transparenz“ zu sprechen. Der individuelle Akteur und dessen subjektive Wahrnehmung sollen im Zentrum der Darstellung stehen, was die Autorin mit Hilfe ausführlicher Zitate, die die individuelle Sprech- und Ausdrucksweise ihrer Gesprächspartner erkennen lassen sollen, zu erreichen hofft.

Doch dann, in Teil 1 (37–84), führt die Autorin zunächst einmal in neuere theoretische Ansätze zur Erforschung der Migration, des Transnationalismus, der Geschlechter- und Generationenbeziehungen sowie des kulturellen Gedächtnisses ein, um in einem weiteren Schritt die Migration von Haitianern nach Kanada, genauer: in das frankophone Quebec und hier zu 90 % nach Montreal, nachzuzeichnen. Bis Mitte der 1960er

Jahre kamen, wie sie schreibt, aus politischen Gründen vor allem Angehörige der städtischen Elite Haitis nach Montreal; eine Elite, die, wie aus der Haiti-Forschung bekannt ist, Französisch spricht, hellhäutig, akademisch gebildet und katholisch ist, die Wirtschaft, Politik und Administration des Landes kontrolliert und sich von der großen Mehrheit der sehr armen Landbevölkerung und des städtischen Proletariats abgrenzt – eine Bevölkerungsmehrheit, die schwarz ist, Kreolisch spricht, „den Geistern dient“, unter wirtschaftlicher Ausbeutung, politischer Unterdrückung, sozialer Unsicherheit, unter Arbeitslosigkeit und unter Naturkatastrophen zu leiden hat. In den 1970er Jahren wanderten dann, der Autorin zufolge, Arbeiter mit niedrigem Bildungsniveau, danach unqualifizierte Arbeiter und Bauern nach Kanada aus. Heute leben etwa 40.000–70.000 Haitianer in Montreal, die hier – nach Darstellung der Autorin – alle Marginalisierung, Ausschluss, Stigmatisierung und Rassismus erfahren (jedoch Angehörige der Bildungselite sicherlich nicht auf gleiche Weise wie Arbeiter und Bauern, wie ich einwenden möchte).

Teil 2 (85–204) beginnt mit einer Darstellung der Geschichte Haitis sowie der Entstehung und Entwicklung des Vodou. Im zweiten und letzten Kapitel dieses Teils („Transformationen des haitianischen Vodou in Montreal“) treten endlich ab S. 115 zum ersten Mal „individuelle Akteure“ in Form von längeren, ins Deutsche übersetzten Gesprächsausschnitten auf. Da erzählt eine Ladenbesitzerin, von der man jedoch nichts weiter erfährt, der Autorin eine Geschichte über eine dem Wahnsinn verfallene Haitianerin, die den Vodou-Geistern ihr Kind opferte. Oder Rolande, eine geschäftstüchtige Mittvierzigerin aus Cap Haitien, die als Vodou-Priesterin zwar keine Gemeinde leitet, aber wirtschaftlich erfolgreich eine multiethnische Klientel bedient und von der haitianischen Gemeinschaft in Montreal mit Misstrauen bedacht sowie der Schadensmagie verdächtigt wird, schildert ihre Berufung durch die Geister und ihre Heilertätigkeit. Florence, eine angesehene Vodou-Priesterin, deren Alter und Herkunft im Dunkeln bleibt, berichtet von ihrer Tätigkeit als spirituelle Heilerin und spricht über einige Fälle, mit denen sie zu tun hatte. Jocelyne, die bereits Ende der 1970er zusammen mit 150 anderen Haitianern auf einem Boot der Armut Haitis entflohen ist und keiner Vodou-Gemeinde angehört, erzählt von ihrer individuellen Beziehung zu den Vodou-Geistern, denen sie mit Nahrungs- und Trankopfern an einem Hausaltar dient.

Zwar gelingt es der Autorin meines Erachtens weder so recht, die „individuellen Sprech- und Ausdrucksweisen“ ihrer Gesprächspartnerinnen in der deutschen Übersetzung zu bewahren, noch „die Anderen präsent zu machen“, da sie diese „Anderen“ viel zu selten als lebendige Personen mit individuellen Besonderheiten und sozialen Gruppenzugehörigkeiten (etwa aufgrund von Alter, Herkunft, Bildung, Klasse, „Rasse“ usw.) charakterisiert. Doch enthält dieser Teil viele interessante Informationen über die Bedeutung des Vodou für Haitianer in Montreal, selbst wenn diese sich gar nicht als Vodouisten verstehen. Da der Vodou nicht nur ei-

ne religiöse Praxis, sondern eine Weltanschauung ist, die das Denken, Wahrnehmen und Interpretieren der Haitianer prägt, bedienen sich Haitianer der symbolischen Sprache des Vodou (z. B. der religiösen Konzepte Geister, Priester/Zauberer, Arbeit mit der rechten bzw. der linken Hand, Schutz- und Schadensmagie), um ihre problematischen Lebensbedingungen in Montreal zu artikulieren, zu deuten und mit Sinn zu erfüllen. Auffällig ist, dass im Kontext der Diaspora etliche der religiösen und kosmologischen Konzepte des Vodou in Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen einen Bedeutungswandel zu erfahren scheinen, was die Autorin in ihren Analysen detailliert herausarbeitet. Doch einige ihrer Analysen sind stark von christlich-dualistischen Vorstellungen geprägt, so z. B. wenn sie Konzepte wie Schuld, Sühne, Sünde, Gut und Böse, die dem Vodou bisher fremd waren, zur Interpretation heranzieht. Wie beispielsweise der von Donald J. Cosentino 1995 herausgegebene Band „Sacred Arts of Haitian Vodou“, den auch die Autorin nennt, zeigt, ist es dem Vodou in Haiti bisher stets gelungen, den Katholizismus zu vodouisieren. Sollte es nun dem Katholizismus in Quebec gelingen, den Vodou zu katholisieren? Ein Großteil der Analysen, auch im folgenden Teil, deutet darauf hin.

In Teil 3 (205–413), vom Umfang her ein Buch für sich, geht die Autorin der Frage nach, ob der haitianische Geisterglaube in Montreal Themen und Probleme reflektiert, die typisch für das Leben der Haitianer im fremden Kanada sind. Sie beginnt einleitend mit der Schilderung der eigenen Annäherung an die haitianische Geisterwelt, stellt dann ethnologische Interpretationen des Geisterglaubens vor, um schließlich Gestalt, Charakter und Wirken der haitianischen Geister zu beschreiben und als wesentliche Merkmale ihre Wandlungsfähigkeit, Widersprüchlichkeit und Vieldeutigkeit herauszustellen. Dieser Teil ist in drei große Kapitel gegliedert, in denen die Autorin exemplarisch den Diskurs von Haitianern in Montreal über drei Geister – Ezili, Ogou und die Marasa – analysiert. Ezili, der Geist der Liebe, der in zweifacher Gestalt auftritt – einmal als Ezili Freda, die Hellhäutige, Rada-Geist der romantischen Liebe, der Verführung und des Luxus, zum anderen als Ezili Dantò, die Dunkelhäutige, Kämpferin, Petwo-Geist der Mutterliebe –, wird von den befragten haitianischen Frauen und Männern in Montreal sehr unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert. Während das Verhältnis der Frauen zu Freda von Misstrauen und Ambivalenz und zu Dantò von Zuneigung und Sympathie geprägt erscheint, gilt für die Männer das genaue Gegenteil. Während Frauen in der Promiskuität und im Materialismus der Freda das Sinnbild des Lebens in Kanada sehen, sehen Männer in Dantò die Verkörperung der furchteinflößenden, emanzipierten Frau in Kanada. Hier spiegeln sich, der Autorin zufolge, die durch die Migration veränderten Geschlechterrollen und das veränderte Frauenbild wider.

Am Beispiel des Diskurses über Ogou, den Kämpfer, Geist des Krieges und des Widerstands, analysiert Drotbohm zunächst das Erinnern an die haitianische Revolu-

tion und ihre Helden in öffentlichen Reden während des haitianischen „Fête du Drapeau“ in Montreal und einige Kommentare von Festteilnehmern zu diesen Reden, um dann die Äußerungen einiger ihrer Gesprächspartner, Männer wie Frauen, zu interpretieren. Für Frauen ist Ogou der Held, der die haitianischen Sklaven von ihren Unterdrückern befreit hat, starker Beschützer und verlässliche Vaterfigur. Für Männer, die in Montreal oft an Einfluss und Unabhängigkeit verlieren, weil Frauen leichter eine bezahlte Arbeit finden, verkörpert Ogou außerdem das haitianische Männlichkeitsideal, an dem sie in der Diaspora scheitern.

Gespräche über die Marasa, die heiligen Zwillinge des Vodou, Beschützer der Kinder, Verkörperung der Fruchtbarkeit und des Wohlstands, Sinnbild der biologischen und kulturellen Reproduktion dienen Drotbohm als Einstieg in die Erforschung des migrationstypischen Generationenkonflikts. Gelingt es der Autorin bei der Generation der Eltern noch, über den Geisterdiskurs sich der Sicht der Eltern auf ihre Kinder, deren Hoffnungen und Sorgen anzunähern, so scheitert diese Vorgehensweise bei den befragten Jugendlichen daran, dass für diese, wie sie schreibt, die Geister des Vodou an Bedeutung verlieren. Die Autorin suchte deshalb den Zugang zur Sicht der Jugendlichen auf deren eigene Welt über die Analyse der Produktion und Rezeption haitianischer Musik: Rara, Rasin, Rap. Dieser letzte Teil entfernt sich am weitesten „vom individuellen Akteur und seinen subjektiven Wahrnehmungen“. Im Zentrum steht die Analyse einiger Liedtexte der haitianischen Rap-Gruppe Muzion in Montreal – Texte, die u. a. das Heimatland Haiti, die Migrationserfahrung, den Generationenkonflikt thematisieren.

Das Buch von Heike Drotbohm ist eine außerordentlich vielstimmige Komposition. Die Stimmen wissenschaftlicher Autoren, die in der englischen oder französischen Ursprungssprache zitiert werden, sind, den Anforderungen an eine Dissertation entsprechend, am deutlichsten zu vernehmen. Auch die Stimme der Autorin dringt in den Analysen und Selbstreflexionen klar hervor. Schade ist nur, dass die Stimmen der „Anderen“ lediglich gedämpft in Übersetzung zu hören sind. Gerade sie hätten es verdient, im französischen oder kreolischen Original zitiert zu werden.

Eine kleine Anmerkung zum Schluss. Die Klage darüber, dass wissenschaftliche Prüfungsarbeiten vor der Drucklegung nicht mehr lektoriert oder noch einmal redigiert werden, wird schon seit langem geführt. Dennoch: Formale Unzulänglichkeiten wie Druckfehler, falsche Worttrennungen, fehlende Satzteile, falsche Nummerierung der Fußnoten über mehrere Seiten, aber auch sprachliche Mängel wie weitschweifige Formulierungen und unpassende Wortwahl erschweren das Lesen und mindern das Vergnügen an einem thematisch interessanten und inhaltlich anspruchsvollen Text.

Sylvia M. Schomburg-Scherff

**Erny, Pierre :** *L'éducation au Rwanda au temps des rois. Essais sur la tradition culturelle et pédagogique*